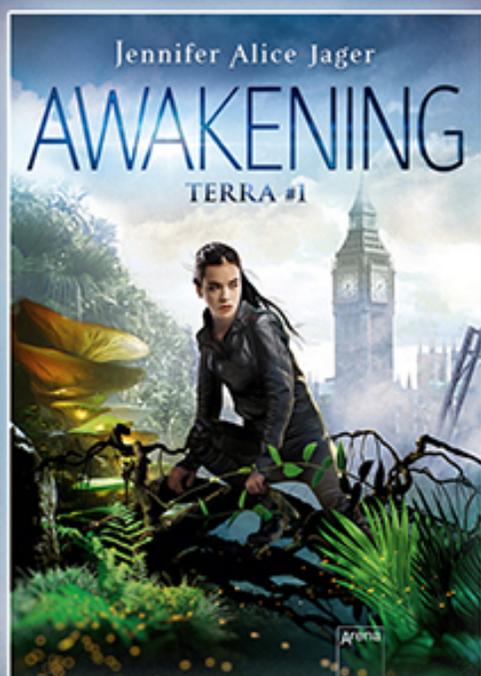


# TERRA

Die komplette Reihe



Arena

Jennifer Alice Jager

Panik kam in ihr auf. Sie wollte nicht in Sicherheit gebracht werden. Das war sie auch zu Hause.

»Das tue ich nicht!«, widersprach sie und versuchte, von dem Soldaten wegzukommen. Der andere ergriff ihren Ellbogen und beide drängten sie zum Wagen.

»Ich will nur heim. Lassen sie mich einfach gehen!« Verzweifelt versuchte Addy loszukommen. Plötzlich packte der ältere sie an beiden Schultern und schüttelte sie so heftig, dass ihr schwindelig wurde.

»Komm zu dir, Kleine!«, schrie er sie an. »Dein Zuhause gibt es nicht mehr. Das hier ist jetzt die Realität, also hör auf, unsere Arbeit zu behindern, und steig auf den verdammten Wagen!«

Wenn sie vorher nicht unter Schock gestanden hatte, so tat sie es nach dieser Ansprache allemal. In ihren Ohren rauschte das Blut und ihre Gedanken überschlugen sich. Die Soldaten sprangen auf die Ladefläche und zogen Addy hinauf.

»Lasst mich!«, protestierte sie vergebens.

Ihr Puls raste und in ihrem Kopf hörte sie immer wieder dieses eine Wort. Realität. Was um sie herum geschah, war alles echt und nichts würde mehr so, wie es vorher war. Allein der Gedanke daran nahm ihr alle Kraft zur Gegenwehr.

»Ich komme nicht von hier«, sagte sie eindringlich und sah sich zwischen den Menschen auf der Ladefläche um. Neben den Soldaten, die wenig auf das zu geben schienen, was Addy behauptete, saßen auch Zivilisten auf den Sitzbänken. In Decken gehüllt, rußbedeckt und mit nur notdürftig versorgten Verletzungen starrten sie schweigend ins Leere. Der Schrecken über das, was geschehen war, hatte sie wohl noch fest im Griff.

Ein Soldat ergriff ungefragt Addys Gesicht und prüfte ihre Pupillen mit einer Taschenlampe. Das Kreuz an seinem Arm wies ihn als Sanitäter aus.

»Hast du Kopfschmerzen?«, fragte er, ohne auf das einzugehen, was Addy gesagt hatte.

Sie riss sich los, der Wagen fuhr im selben Moment an und sie landete auf dem Fußboden. Erschrocken sah sie zur Straße, während einer der Soldaten auch ihr eine Decke über die Schultern legte. Ihr wurde kalt und heiß zugleich, als sie begriff, was gerade geschah. Orsett rückte rasend schnell in die Ferne und sie fuhr genau auf London zu.



## KAPITEL 3

ADDY

TAG 1: SA, 11:30 UHR, LONDON, ENGLAND

Nachdem sich der Sanitäter davon überzeugt hatte, dass Addy nicht unter einer Gehirnerschütterung litt, ließ man sie endlich in Ruhe. Nur aussteigen durfte sie nicht, sosehr sie auch darum bettelte und versuchte zu erklären, woher sie kam. Laut dem Sanitäter war der Konvoi unterwegs nach London, um beim Aufbau eines Lazarets zu helfen, und als Minderjährige, die meilenweit von ihrem Zuhause entfernt in einem Katastrophengebiet aufgegriffen worden war, hatte sie keine andere Wahl, als sich dorthin bringen zu lassen. Aber sie wartete nur auf eine Gelegenheit, abhauen zu können. Irgendwie musste es ihr gelingen, aus diesem Albtraum zu entfliehen.

Schweigend beobachtete sie die Landschaft, die an ihnen vorbeiflog, und beschäftigte ihre Finger damit, an dem grünen Bändchen zu ziehen, das der Sanitäter ihr zur Einordnung ihrer Verletzungen ums Handgelenk gebunden hatte.

Südlich der Themse lag alles in Trümmern. Von Forest Hill bis Brixton stand kein einziges Gebäude mehr. Auch Westminster war in Mitleidenschaft gezogen worden, sodass sie trotz der Entfernung freie Sicht auf die unversehrten Grünanlagen rund um den Buckingham Palace hatten. Der Big Ben erhob sich aus einem Trümmerfeld und im Vorbeifahren sah Addy, dass das London Eye in die Themse gestürzt war.

Die Innenstadt selbst schien von den Bomben verfehlt worden zu sein. Was von Weitem noch wie eine einzige Ruine ausgesehen hatte, ließ Addy nun doch auf Überlebende hoffen. Aber wie viele konnten das in Anbetracht dieser Zerstörung schon

sein? Alleine die Tatsache, dass die Straßen nicht von Flüchtenden verstopft waren, ließ das Schlimmste befürchten.

Unzählige Menschen mussten bei den Explosionen ihr Leben gelassen haben und bisher schien niemand sagen zu können, warum. Auch die Soldaten hatten keine Ahnung und führten nur Befehle aus.

Addy hatte das Gefühl, neben sich zu stehen. Als wäre sie nicht wirklich ein Teil dieser Katastrophe, sondern bloß ein Beobachter. Alles um sie herum lief wie ein Film vor ihr ab. Als könne sie jederzeit die Fernbedienung in die Hand nehmen und das Programm wechseln. Ihr war klar, dass ihr Verstand sie da täuschte. Er versuchte, sie vor der Wirklichkeit zu schützen, doch die würde sie früher oder später einholen. Und es würde sie härter treffen, als sie es sich ausmalen konnte, wenn es ihr nicht vorher gelang, die Stadt wieder zu verlassen.

Nachdem der Konvoi das provisorisch errichtete Lazarett erreicht hatte, half man ihr und den anderen Zivilisten vom Wagen. Einer der Soldaten deutete in die Richtung, in der Addy sich versorgen lassen könnte. Dann lenkte ihn die Hektik von ihr ab und er verschwand.

Addy blieb allein zurück. Überall um sie herum waren Menschen, rannten an ihr vorbei, rempelten sie an. Es war voll, laut und es kam ihr vor, als würde sich alles um sie herum drehen. Ihr Atem ging schneller und sie konnte keinen klaren Gedanken fassen. Verzweifelt sah sie sich um, fand die Richtung, aus der sie gekommen waren, und drängte sich zwischen den Menschenmengen hindurch. Sie musste, so schnell es ging, raus aus der Stadt. Mit gesenktem Blick kämpfte sie sich durch die Massen und hatte erst das Gefühl, wieder frei atmen zu können, als sie sie hinter sich gelassen hatte.

Nachdem es um sie herum ruhiger geworden war, sah sie wieder auf. Im Wagen hatte sie es noch vermeiden können, sich die Umgebung genauer anzusehen. Doch nun hatte sie keine andere Wahl, wenn sie sich nicht verirren wollte.

Das, was sie sah, hatte nichts mehr von der Großstadt, die sie kannte. Zwar fühlte es sich für Addy noch immer wie ein Gefängnis aus Beton an, aber der Lärm und die Hektik fehlten außerhalb des provisorisch errichteten Lazaretts. Da waren nur noch sie und die Stille der Ruinen, die sie durchschritt. Ein mulmiges Gefühl ergriff Besitz von ihr. Ein Gefühl, das sich ihr fest um den Magen schraubte.

Sie folgte der Fenchurch Street. Der Boden war von Glasscherben übersät und Autos lagen wie verwehtes Herbstlaub umgekippt mitten auf der Straße oder am Bürgersteig. Und überall, wo Addy hinsah, sah sie Leichen. Ihre Brust verengte sich und es war ein Kampf weiterzugehen. Sie versuchte, stur nach vorne zu blicken. Aber sie konnte nicht vermeiden, all die verdrehten Körper zu sehen, die leblosen Arme, die aus den Autos ragten, abgerissene Körperteile und vor den Läden aufgereichte Tote. Sie alle waren bereits von den Ersthelfern mit Bändchen markiert worden. Blaue Bändchen, wohin Addy nur sah. Sie griff unweigerlich an das grüne Band um ihren Arm und klammerte sich daran fest.

Hier und dort war der Asphalt aufgebrochen und Addy zeigte sich dasselbe Bild wie schon vor der Stadt: Pflanzen wucherten wild durch alle Risse und Ritzen und erweckten den Anschein, als läge der Bombenangriff bereits Monate zurück. Sie ging in die Hocke, strich mit den Fingern über die Grasbüschel und hatte sofort das Gefühl, freier atmen zu können.

Die vielen Pflanzen um sie herum trugen sicher mit dazu bei, dass Addy die Kraft fand, London zu durchqueren. Nur erklären konnte sie sich das alles nicht.

Sie lief weiter, bis ihr ein umgestürzter Doppeldeckerbus den Weg versperrte. Mit der Front steckte er in einem Gebäude und das Heck ragte über die Straße. Addy umrundete den Routemaster schnellen Schrittes.

Da saßen Menschen im Bus fest und ein paar Passanten versuchten, sie durch die gebrochene Heckscheibe zu befreien.

Addy wandte sich an einen der umherstehenden Männer. »Da ist ein Militärlager, ein paar Straßen weiter«, erklärte sie. Ihre Stimme zitterte und erst jetzt fiel ihr auf, dass das auch ihre Hände taten.

»Danke dir«, sagte er und klopfte ihr auf die Schulter.

Addy schluckte schwer. Ihr Atem ging schneller und sie hatte das Gefühl, dass der Film, der sich vor ihr abspielte, immer greifbarer wurde. Sie rutschte in die Wirklichkeit, spürte die Schrammen auf ihren Armen und Beinen schmerzhaft brennen, roch den Gestank nach Benzin, Asche und verbranntem Gummi und die Geräusche um sie herum vermischten sich nicht mehr zu einem undefiniertem Rauschen. Sie hörte das Wimmern und Weinen, das Ächzen der Gebäude und Schreie in der Ferne. Das Gefühl, alles um sie herum würde zusammenschrumpfen und sie zerquetschen, wurde übermächtig. Benommen taumelte sie einen Schritt zurück.

»Leute, das Militär ist da. Ich gehe Hilfe holen!«, rief der Mann ins Innere des Busses.

»Hey, Mädchen«, sprach eine Frau Addy an. »Du solltest auch zu diesem Lager gehen. Du siehst nicht gut aus.«

»Nein, ich ... mir geht es gut«, stammelte sie unbeholfen.

»Bist du alleine? Wo ist deine Familie?«

Die Frau kam näher und Addy wich zurück. Noch einmal wollte sie sich nicht davon abbringen lassen, zurück nach Orsett zu gehen.

»Komm, ich begleite dich«, bot sie ihr an.

Addy drehte sich auf dem Absatz um und rannte los. Ob die Frau ihr nachsah oder folgte, wusste sie nicht. Sie sah sich nicht um, ignorierte den Lärm und die Schreie. Sie wollte nichts weiter, als endlich raus aus dieser Stadt, weg von dem Asphalt, der Enge und dem Lärm, von der Zerstörung und dem Geruch nach Rauch, Asche und verkohltem Fleisch.

Bald brannte ihr die Lunge und ihre Glieder schmerzten, doch sie lief weiter – lief, bis ihr ihre Tränen die Sicht nahmen und sie dazu zwangen innezuhalten.

Ihr Atem hetzte und ihr Herz pochte wie wild in ihrer Brust. Sie lehnte sich an eine Hauswand, trocknete ihre Tränen und atmete mehrmals tief durch.

Die Gegend erkannte sie trotz der Zerstörung wieder. Es konnte nicht mehr lange dauern, bis sie zum Londoner Airport käme. Damit hätte sie zumindest die ersten fünf Meilen ihrer Wegstrecke hinter sich gebracht. Doch egal, wie weit sie rennen würde, sie konnte dem, was sie gesehen hatte, nicht entkommen.

Sie atmete noch einmal tief ein und hielt die Luft diesmal an. Um das hier zu überstehen, musste sie stärker sein. Stärker als ihre Tränen, stärker als das Mädchen, das sie bisher gewesen war. Sie sah auf ihre zitternde Hand, ballte sie zu einer Faust und streckte die Finger wieder. Ganz konnte sie das Zittern nicht abstellen, aber zumindest einigermaßen in Schach halten.

Nicht weit von ihr entfernt, hörte sie Glas zerspringen. Sie schrak zusammen und schaute sich um. Jemand hatte eine Schaufensterscheibe eingeschlagen und sofort stürzten sich die Menschen wie eine Schar Heuschrecken auf die Auslagen. Wenn es ein Supermarkt gewesen wäre, hätte Addy es noch verstanden. Auch ihr knurrte der Magen und sie trennte nicht mehr viel vom Mundraub. Aber das, was die Menschen aus dem Geschäft stahlen, waren Flachbildfernseher und Stereoanlagen. Und das nur wenige Straßen entfernt von unzähligen toten Menschen, die den Bombeneinschlägen und deren Folgen zum Opfer gefallen waren.

Angewidert wandte sie sich zum Gehen, doch statt der offenen Straße sah sie sich der breiten Brust eines Mannes gegenüber. Er überragte sie um eine Kopfhöhe und Addy stieß gegen ihn wie gegen eine Wand.

»Wohin denn so eilig?«, fragte er und packte sie. Durch kleine, tief in den Höhlen liegende Augen funkelte er sie gehässig an.

Addy versuchte loszukommen, sorgte damit aber nur dafür, dass sich seine Finger noch fester um ihren Oberarm schraubten.

»Loslassen!«, giftete sie ihn an und trat gegen sein Schienbein.

Der Mann zuckte nicht einmal und Panik stieg in Addy auf. Ihr Herz begann zu rasen und sie wehrte sich verzweifelt. Der Fremde war wie ein Fels, mit behaarten, von verblassten Tattoos übersäten Armen, dicker als Addys Schenkel, Händen wie Pranken und einem rasierten Schädel. Beim Versuch, sich zu befreien, fügte Addy sich wahrscheinlich selbst mehr Schmerzen zu als ihm. Er drängte sie in eine Seitengasse, wo sie von mehreren Männern umringt wurde.

»Lass mich!«, schrie sie verzweifelt.

»Wen hast du denn da aufgegriffen, Morris?«, fragte einer.

Addy war umzingelt. Sie schaute ängstlich von einem fies grinsenden Gesicht zum anderen, lief rückwärts und wurde sogleich wieder nach vorne gestoßen.

»Das Püppchen sieht aus, als hätte es sich verlaufen, meint ihr nicht?«, lachte der Mann namens Morris.

Die anderen stimmten ihm zu.

Addy war wie erstarrt. Sie wollte fliehen. Einfach nur so schnell und so weit sie konnte weg von diesen Männern. Aber sie waren überall und plötzlich drängte sie dieser Morris gegen die Wand.